Es war als wollte der Herr der Schöpfung sein eigenes Werk auslöschen, wegwischen oder ertränken. Schon seit Tagen ergoß sich ein Wolkenbruch nach dem anderen und der Sturm, der über das Meer fegte und alles angriff, was sich ihm in den Weg stellte, pfiff und heulte unablässig durch die Gassen von Playa.

Ein Taxifahrer hier auf der Atlantikinsel hatte kürzlich, wahrscheinlich übertreibend erzählt, daß er in seinem Leben so ein Unwetter noch nie erlebt hätte. Der Besitzer der Bar „Los Pescadores“, die schon immer an der Seeseite des kleinen Hafens von Vueltas stand, hatte von den Erzählungen früherer, älterer Einwohner berichtet, die ähnliches erlebt hätten. Aber wie immer bei den Geschichten aus der Vergangenheit, wollten viele nicht so recht daran glauben. Ihr ganzes Leben hatten sie hier verbracht. Und ihr eigenes Erleben gab ihnen die Sicherheit einzuordnen, abzuwägen und dem Naheliegenden den Vortritt zu lassen: Dem Fischfang, dem Geschäft mit den Touristen, den Bananenpreisen, der Politik auf dem fernen Festland und dem Erfolg der Fußballmannschaft von San Sebastián.

Ich hatte die Zeit des tage- und nächtelang tobenden Unwetters mit meiner Frau im Appartement der Ferienanlage „Playa Allegre“ abwartend und mißmutig verstreichen lassen. Nun, da der Regen nachgelassen hatte, beschloß ich, in Vueltas frischen Fisch zu holen.

Als ich von der kurzen Nebenstraße, die von Playa Alegre kommt, auf die kleine Promenade hinaustrat und die Küste entlang sah, bemerkte ich einen kleinen Auflauf. Ein gutes Dutzend Menschen stand mitten auf der löchrigen, schadhaften Piste, die entlang der Küste führte. Ein Verkehrsunfall erschien mir unwahrscheinlich, denn auf dieser Rumpelpiste konnte man nur im Schrittempo fahren.

Ich mußte sowieso in die Richtung, ging also mit flotteren Schritten neugierig darauf zu. Eine wolkig trübe Verfärbung des Meerwassers, die ich nirgendwo an der Küste dieser Insel bisher gesehen hatte, irritierte mich schon auf dem kurzen Weg zu der Gruppe von gestikulierenden Männern. Aber ich wußte nichts damit anzufangen. Wenige Minuten später erkannte ich den Anlaß.

Ungläubig stand ich vor dem plötzlichen Durchbruch.

„Das darf nicht wahr sein“, sagte ich leise, eine von Bebe bevorzugte Redewendung benutzend.

Die Straße war durchtrennt von tobenden, schäumenden Wassermassen, die weggerissen hatten, was ihnen im Weg lag.

Der Auslauf des Barrancos hatte vorher so ausgesehen, als hätte man ihn mit den Jahren zugeschüttet. Vielleicht war auch dort, wo das Gefälle des Bergflusses geringer wurde, also an seinem Ende, zunächst alles, was er auf seinem Weg mitgenommen hatte, angeschwemmt worden, Pflanzenreste, Sand, Geröll, der Abrieb der Zeit. Möglicherweise war früher eine Überquerung des Barrancos auch nur in den Zeiten der Dürre möglich gewesen. Später jedenfalls war dieser natürlichen Brücke mehr Sicherheit geschenkt worden, aufgefüllt mit allem, was nicht gebraucht wurde. Und mit nur zwei vorgegebenen Durchlässen aus Kanalrohren war dem Fluß seine ursprüngliche Bewegungsfreiheit genommen worden. Für eine Schotterpiste parallel zur Küste.

Jetzt war alles weggerissen. Der Fluß hatte sein ihm gehörendes Bett wieder in Besitz genommen. Und er spuckte alles wieder aus, was an seinen Rändern über Jahre das Bild des Barrancos verstellt hatte, verstreut über fünf Kilometer Länge und etwa 1200 Meter Höhenunterschied. Alles, was ihm zuwider war, was ihm im Magen lag: Natürliches, wie Palmen- und Bananenblätter, verdorrte Äste, abgebrochene Teile der Apfelsinenbäume und Unnatürliches, wie Blecheimer, Autoreifen und Plastik, denn davon gab es hier überall reichlich. Alles kam nun wieder zurück. Der Fluß hatte seinen Weg quer durch die Straße genommen und verteilte den Unrat an seinem Auslauf. Eine große, bräunlich verschmutzte Wasserfläche vor der Küste, in der Form eines unregelmäßigen Trichters, zeigte gegenüber der sonst klaren, blaugrünen Oberfläche des Atlantiks deutlich, daß sie dort nicht hingehörte.

Die Schotterpiste, die die Ortsteile Playa und Vueltas geradlinig verbunden hatte und deshalb trotz aller Schlaglöcher gern für alle wichtigen und unwichtigen Fahrten des täglichen Lebens genutzt wurde, war zerschnitten. Der Barranco hatte seine Dominanz früherer, besserer Zeiten wieder hergestellt. Und immer noch schossen die Wassermassen von den umliegenden Höhen des breiten und langen Tales durch den Straßenbruch, den wiedergefundenen Weg weiter und weiter öffnend, die linke und rechte Seite des Tales trennend, um damit die gewachsene Verbindung der Orte zu untergraben. Es war wieder sein Auslauf in den Atlantik, und es war der einzige.

Mich nervte die beleidigte, hitzige Diskussion der Männer. Insgeheim freute es mich sogar, daß die Natur mal wieder zeigte, wer die Welt regiert. Da war kein Weiterkommen. Weder für Fahrzeuge noch für Menschen oder Tiere. Und der nächste Regen kündigte sich schon durch die schwarzen Wolkenbänke und den böigen Wind an, der die Bananenblätter wie Handtücher gegeneinander schlug. Ich ging ein paar Schritte bergauf, setzte mich auf die graue, rohe Betonmauer eines Bananenfeldes und beobachtete die eilig herunterstürzenden Wassermassen. Dieses Ereignis, sagte ich mir, ist eigentlich schon früher geboren worden.

Vor sechs Tagen hatten wir oben in der Talschlucht, dort wo diese Wassermassen herkamen, den bekannten „Mastenaufstieg“ erstmals erfolgreich erwandert, aber unter welchen Umständen!

Versucht hatten wir es schon früher, aber trotz sorgfältigem Lesen der Wegbeschreibung war es mir und Bebe nicht geglückt, den Einstieg in die Tour zu finden. Leicht angesäuert hatte ich noch zu ihr gesagt, daß es mit den Wanderwegen überall das gleiche sei, der Anfang am schwierigsten wäre, weil schlecht beschrieben oder bezeichnet. Wenn man erst einmal drin sei, sei die Hälfte geschafft. Schließlich hatten wir es nach mehreren Versuchen aufgegeben. Immer wieder war der vermeintliche Pfad eine Sackgasse, mal zu einem Gärtchen, mal zum Eingang des nächsten Hauses oder dem Hof auf dessen Rückseite. Bei diesen Versuchen hatten wir zwar den Einstieg zum Pfad über das Schichtband nach El Cercado gefunden, der als nicht ungefährlich beschrieben wurde und schon nach zehn Minuten auch so wirkte, aber nicht den „Mastenaufstieg".

Aber letzte Woche war es gelungen. Ich hatte von Bebe erfahren, daß man hier Straßenlaternen el farol nennt, in Anlehnung an den Leuchtturm, el faro, dem Wegweiser der Seefahrer, und mich daran und an die Erfahrung gehalten, daß die Pflasterung der alten Wege anders aussieht als die der neueren, und war so aus dem Dorf heraus auf den Pfad geleitet worden, der am Talschluß hochführt.

Viel später, als wir schon fast das Hochplateau erreicht hatten, war das Wetter über uns hergefallen. Anders kann man es nicht nennen.

Was sollte ich machen? Erst kamen die Wolken einzeln über die Berghöhen des Parque de Garajonay, und es war fast windstill dort oben im Schutz des Bergkammes, also kein Grund zur Sorge. Aber dann wurden es immer mehr Wolken, die Sonne wurde abgedeckt, die Färbung der Bewölkung wechselte von weiß nach graulila und der Wind kam plötzlich aus westlicher Richtung.

„Wenn wir jetzt umkehren, dauert es fast zwei Stunden bis ins Tal", hatte ich Bebe zugerufen, die wieder einmal vorausging. Ich war mir nicht sicher, was noch kommen würde und suchte moralische Unterstützung.

„Da sind sind wir lang oben", rief sie zurück, und hatte keinen Zweifel an der Richtung, die zu gehen war, aufkommen lassen. Sie war immer mein Optimist.

Und bald schüttete es wie aus Eimern.

Auf dem Hochplateau angekommen, sahen wir schon Las Hayas links voraus liegen, etwa zwei Kilometer entfernt, aber auf einem Felsabbruch etwa 100 Meter höher.

„Direkt hin, nich?" Bebe zeigte in die Richtung, „grade hoch!"

„Nein", sagte ich, „das ist zu riskant. Der Weg führt geradeaus zur Höhenstraße."

„Das isn riesiger Umweg!"

Das Wasser lief ihr vom Hals in die Regenjacke hinein. Die Wanderstiefel waren klitschnaß. Und jetzt auch noch diesen kilometerlangen Matschweg, ohne jeden Schutz.

„Ich weiß", sagte ich. „Aber wenn wir hier quer rüber gehen und dann an der Felskante nicht hochkommen, müssen wir das ganze Stück zurück. Geh außen herum, sprach der Krumme", zitierte ich Peer Gynt, obwohl der wohl kaum hierher gekommen war auf seiner Weltreise, im Gegensatz zu Christopher Columbus, der, erzählt man, von dieser Insel mit drei Schiffen aufbrach, um den Seeweg nach

Indien zu finden und auch woanders gelandet war, als er wollte. Aber es war eines meiner Lieblingszitate.

Nach mehr als einer Stunde hatten wir endlich die Bar Montana erreicht, völlig durchnäßt. Frierend mußten wir feststellen, daß der nächste Bus erst am Abend kommen würde. Natürlich war die Bar nicht beheizt. Die wissen hier gar nicht was das ist, eine Heizung, hatte ich geknurrt. Vor der wie üblich offenen Tür hingen die Fliegenkordeln und tanzten im Wind.

Ohne viel zu fragen sagte ich: „Sie soll aus Playa eine Taxe herrufen, sag es ihr bitte. Und eine Suppe und heißen Tee. Dann gehst du als erste aufs Klo und siehst zu, ob du noch irgendetwas halbwegs trockenes im Rucksack findest, was du unterziehen kannst."

Es dauerte eine ganze Stunde, bis die Taxe kam, und es war fast Abend, als wir durchnäßt das Appartement erreicht hatten.

Jetzt, da ich umkehren mußte und mich gegen die Böen in Schräglage dem Schutz der Häuser des kleinen Dorfes wieder näherte, schloß ich fröstelnd die Laufjacke höher, die ich vorsichtshalber übergezogen hatte. Nachdenklich ging ich auf der Schotterpiste zurück, vorbei am „La Mariposa", was man hier Restaurant nannte, und regelmäßig gut besucht war, auch von Bebe und mir, und zu Hause eher als Bretterbude bezeichnet worden wäre, links drehend vorbei an der Bar Diana, wo die ausgeflippten Typen aus Deutschland vor der Tür hockten, sogenannte Aussteiger, was immer das auch für eine Zielvision sein mochte. Das große, mächtige Geräusch des tobenden Meeres, welches sich zäh und verbissen aufbäumte gegen den stürmisch angreifenden Wind, beeindruckte mich wie immer, trotz der vielen Jahre, die ich auf See verbracht hatte. Links lag die kleine Bucht, von der unsere Hausansiedlung den Namen Playa hatte, aber jetzt den Namen nicht verdiente. Der Strand, feiner, schwarzer Sand, wurde regelmäßig im Winter vom Meer und seiner Brandung wieder eingesammelt, wie eine Leihgabe, am Ende der Saison zurückgefordert und im Frühjahr erneut zur Freude der Kinder und Jugendlichen, Einheimischen und Fremden, an die Sonnenanbeter und Badefreaks ausgeborgt.

Vor einem Monat, als Bebe und ich ankamen, war noch so viel Sand als Bindemittel zwischen den Steinen geblieben, daß diese fest lagen, und die größeren Jungen mit ihren Boards zeigen konnten, wie das Spiel mit der mächtigen Brandung gewonnen werden konnte. Es war eine Freude gewesen, ihnen zuzusehen. Ich sah sie jetzt noch vor mir, die schlanken, braunen Kerle, durchtrainiert und beweglich, kraulten sie, das Brett vor sich herschiebend, immer wieder raus hinter das Weißwasser, wo sich die Brandung aufbaute, um jenen günstigen Moment kurz vor dem Brechen der Welle zu erwischen, und sich auf dem Brett stehend von ihr in Richtung Strand tragen zu lassen. Es sah aus, als versuchten sie in und vor der geöffneten Hand des Meeres fliehend zurück an Land zu kommen, bevor sich schließlich doch die Hand schloß und sie von Rasmus, dem Mächtigen der Meere, vom Board geholt wurden, um erneut das Spiel mit ihm zu suchen.

Als ich am Rand der Bucht entlang eilte, dem jetzt kein Sand mehr verblieben war, wurden mit jeder Brandungswelle die großen, rundgescheuerten Steine auf die Uferböschung geschoben, die gleich danach wieder hinunterrollten. Ich hörte das

dadurch immer wiederkehrende, auf- und abschwellende, laute Grollen der Steine, als wäre es Rasmus selbst, der seinen Zorn über den Übermut der Jungen, die ihm immer wieder auf der Nase herumgetanzt hatten, austobte, und drohte, es nicht noch einmal zu versuchen, denn jetzt war es eine gewaltige, furchterregende Brandung, nicht zum Spiel geeignet.

Schnell überquerte ich die winzige, nicht einmal einhundert Meter lange Promenade und bog in die kurze Straße ein, die zur Appartementanlage führte. Bloß rein ins Haus. Der achtlos von der Bevölkerung hinterlassene Abfall, Pappkartons, Dosen, Müllbeutel, flog durch die Gegend. Einige Müllbehälter waren bereits zur Freude der vielen Katzen umgekippt, und auf der gegenüber liegenden Baustelle schepperte und klapperte es heftig.

Bebe wartete schon mit dem Essen. Sie hätte sowieso nicht damit gerechnet, daß ich Fisch mitbringen würde, sagte sie. Bei dem Wetter ginge kein Boot raus. Ich erzählte ihr von dem Dammbruch und meinte, daß, wenn das Wetter sich beruhigen sollte, wir abends zum La Mariposa gehen und sie sich das ansehen könnte. Sie wollte sich erst einmal hinlegen und überließ mir den Abwasch. Für mich war es zu unruhig, um zu schlafen. Ich setzte mich an das große, zur See gerichtete Fenster, das gleichzeitig die Schiebetür zum Balkon war, und blickte hinaus. Mein Tagebuch lag neben mir auf dem kleinen Sofatisch, mit Stift, bereit, das Neueste aufzunehmen. Aber ich schrieb nicht. Ich verfing mich in den ersten Seiten des letztjährigen Tagebuches.

Freitag, den 24. März
Ende des Führungskreises. Essen in Hohenheim. Abschiedsgeschenk: Mokka-Service von Höchst.

Dienstag, den 28. März
Abschied von Führungsmannschaft und Betriebsrat in Rostock.

Mittwoch, den 29. März
Abschied in Frankfurt. Rheingausekt mit Geschäftsführungskollegen und Abteilungsleitern. Auf dem Rückflug redet mich der Steward mit Namen an. Soweit ist es also schon gekommen. Reiseunterlagen für Mallorca abgeholt.

Freitag, den 31. März
In der Firma den Dienstwagen abgegeben. 61.180 km, von meinem Chauffeur und mir gefahren, in 2 Jahren.

Samstag, den 1. April
Berufsende-Feier zu Hause, veranstaltet von meiner Frau und den Mädchen. Ganz toll. Bebe hat viel gearbeitet dafür. Sie hat Magenprobleme! Spät im Bett.